

Metapher und Metonymie in Kopräsenz: Die Allegorie

»Ich muss wissen, dass der Analysant in mir etwas sucht, was mich transzendiert, was ich nicht bin und nicht habe«, erklärt Christian Kläui.¹ Dass der Analysant »von mir hört, was ich von ihm gehört habe«, fügt er erläuternd an, »gibt ihm den Raum, nach dem zu fragen, was in ihm und ihm doch unbekannt ist. Damit anerkennt er dieses Unbekannte, Unbewusste in seiner Existenz oder vielmehr in seinem Insistieren, in seinem sich Melden.«² Ich ziehe den Gedanken einmal so weiter, dass dies, »was mich transzendiert«, die »Kopräsenz des Anderen« (Michael Turnheim) ist, die im Allegorischen emblematisch zu sich kommt.

Lacans Substitutionsrhetorik wird nicht von allen geteilt. Die Metapher solle um die Aspekte der Apposition und der Extension ergänzt werden, heißt es zum Beispiel.³ Laut einem anderen Interpreten bergen Metapher und Metonymie »das Potenzial zur Allegorie als der grundsätzlichen Form der ›Andersrede‹ in sich.«⁴ »Denn Sprache bezeichnet stets ›alles andere als das (...) was sie sagt‹«, zitiert ein anderer Interpret Lacan, schränkt aber ein, dass damit noch nicht die Allegorie getroffen sei, wie sie heute lesbar sei. Die nämlich reflektiere die Unmöglichkeit, das in der tropologischen Narration vorgeführte Scheitern gesicherter Bezeichnung ihrerseits bruchlos zu versinnbildlichen.⁵ Man merkt die Tendenz: Die Allegorie steigt zu einer epistemologischen Figur der Sprache auf. Sie wirkt ihres Wechsels zwischen Vorstellen und Bedeuten wegen als eine Dissoziation, die der Sprache selbst angehört.⁶ Oder, anderes Beispiel: »Als materielle Repräsentation von Spirituellem wird die Allegorie stets auf sich und ihr Funktionieren zurückgeworfen, sie wird selbstreflexiv.«⁷

Als sich der Fokus in den 1970er Jahren von der Vertretungsfunktion der Worte auf ihre Übertragungswirkung verlagert, wird die Allegorie nicht nurmehr als eine Trope im Text, sondern als ein Text für sich wahrgenommen, der an den Lesetrieb appelliert. Der Literaturtheoretiker und

1 Kläui 2008, S. 74.

2 Ebd., S. 75.

3 Grigg 2008 / 1986: Lacan and Jakobson. Metaphor and Metonymy, S. 151–169, hier S. 157f.

4 Stöckinger 2015, S. 21.

5 Drügh 2000, S. 22f.; Kursiv im Orig.

6 Zitiert nach Menke 2000, S. 93.

7 Ebd., S. 16. Vgl. ebd., S. 409: »Das Nachdenken über die Allegorie führt immer wieder weg von der konkreten rhetorischen Trope hin zur Sprachlichkeit überhaupt«.

Essayist Paul de Man (1919–1983) löst die Allegorie vom Prinzip der vorkodierten Form, indem er den Wechsel der Sinnebenen als Folge der textlich produzierten »Allegories of Reading« 1979 ›liest‹. Diese Lesart ist in vielfacher Überschneidung mit modernen Dichtungs- und Theorieansätzen rezipiert worden. Charles Baudelaire zum Beispiel, der Protagonist der Allegorie-Debatte schlechthin, soll in den »Fleurs du mal« dem ontologischen Optimismus des Symbols einen »allegorischen Zweifel« gegenüberstellt haben.⁸

Diphthonge wie *eu*, *au* oder *ei* illustrieren durch den Schulterchluss der Buchstaben, die als solche dennoch getrennt sind, worin die Ökonomie der Allegorie besteht: In der äußersten Verknappung der Mittel bei maximalem ästhetischen Effekt. Die Allegorie hat den spaltenden Wurm gleichsam ›in sich‹ und muss ihn nicht wie Metapher und Metonymie über zwei rhetorische Achsen verteilen.⁹ Laut-, Bild- oder Sinnfelder treffen gemäß der Formel 2 in 1 in einem einzigen Satz zusammen, ohne dass die Syntax sich wesentlich ändern müsste. Hilfreich ist es allerdings, wenn ein breites Textfeld die zweifache Lesbarkeit stützt. Kurze Vergleiche fallen eher ins Ressort der Metapher. Wenn Lacan über das Unbewusste sagt, dass wir es nur in dem fassen, »was von ihm in Wortereignissen artikuliert ist«, ist die Allegorie dazu angetan, diese Ereignisse in paradigmatischer Weise zu versinnbildlichen.¹⁰

Damit gerät der vorerst letzte Stand der Re-Lektüren in den Blick, die ich in Kapitel II näher ausführen will. Als die Allegorie in den 1990er Jahren mit der Theorie der Schrift kombiniert wird, wandelt sich ihre Konnotation von Andersrede zu Andersschrift und das heißt zu einem Verfahren, das die textlichen Zeichen wie von unsichtbarer Hand verlegt. Man könnte hier an die »disjunktive Synthese« nach Gilles Deleuze denken, die als Titel für einen Vergleich zwischen Lacan und Deleuze gewählt worden ist.¹¹ Die disjunktive Synthese bringt die Termini zu ihrer Verbindung in ihrer eigenen Bewegung hervor, so wird gedeutet. »Sie ist die Instanz des Werdens, die wahrgenommen wird.«¹² Was das genau für eine Bewegung ist, erfahren wir nicht. Es heißt nur, dass das je Andere darin nicht ausgeschlossen

8 Kablitz 2917, S. 66.

9 Jakobsons Zweiachsentheorie und Lacans Signifikanten teilen noch die Präferenz für die Metapher als »das Maß aller Dinge«, konstatiert Haverkamp. Die Allegorie radikalisiere in den 1960er Jahren in der Spur Walter Benjamins die Hermeneutik und steige in der Postmoderne mit ihrer Spannung zwischen historisierter Heilsgeschichte und aporetischer Darstellungsstruktur zur »Figur der Latenz schlechthin« und einem »neuen Standard« der Rhetorik auf. Nun sei nicht mehr die Metapher, sondern der »allegorische Nexus der Vermischung« entscheidend. (Haverkamp 2000, S. 50f.; S. 57)

10 Lacan Sem. VII, S. 43; 25.II.1959.

11 Siehe die Publikation von Nedoh u.a. 2017.

12 Brunner 2012, S. 2.

werde. Damit ist die Antwort aber so gut wie gegeben. Denn was gewährleistet den Nicht-Ausschluss des Anderen besser als eine Trope, die den Übergang in das je andere als Allegorie der Allegorie: Transition zwischen dem *sensus litteralis* und dem *sensus translatus*, zwischen der Sichtbarkeit der Buchstaben und der Unsichtbarkeit des Sinns aufscheinen lässt.

Übergang, Passage, Transition: Treffende Synonyme für das allegorische Projekt. Das mögen zum Schluss die Pariser Passagen bestätigen, die nach 1822 errichtet wurden, und von denen sich Walter Benjamin (1892–1940) für sein unvollendetes Passagenwerk hat inspirieren lassen. Die Passage evoziert die Kopräsenz von Bauwerk und Besuchern, die die Anlage mal mehr, mal weniger gemächlich durchkreuzen. Gleich den Ausstellungshallen, Magazinen und Bahnhöfen dienen die Passagen »transitorischen Zwecken«, wie Benjamin sagt, der folgende Sätze aus einem »Illustrierten Pariser Führer« zitiert:

»Diese Passagen, eine neuere Erfindung des industriellen Luxus, sind glasgedeckte, marmorgetäfelte Gänge durch ganze Häusermassen, deren Besitzer sich zu solchen Spekulationen vereinigt haben. Zu beiden Seiten dieser Gänge, die ihr Licht von oben erhalten, laufen die elegantesten Warenläden hin, so daß eine solche Passage eine Stadt, ja eine Welt im Kleinen ist.«¹³

Die »Welt im Kleinen« verweist auf die Schwelle zwischen den topographischen Formationen früherer Jahrhunderte wie dem alten Bett der Seine auf der einen Seite und den vom Warenfetisch regierten, auf den Ruin schon hin angelegten Spekulationsobjekten auf der anderen. Die Passage oszilliert zwischen Bau: luxuriös, aber nur Glas, pas sage, nicht weise, brüchig, und Bewegung: Passieren, in ein Blickfeld eintreten und daraus wieder verschwinden. Als Gestalt der »*altérance*« regt der Bau zu Blickwendungen an, die etwas scheinbar Vertrautes in einer anderen Färbung aufleuchten lassen: Etwa so wie Lacan der Figur der Gottesanbeterin zugesteht, was er für die Frau so direkt nicht vorsieht, nämlich ein Begehren zu haben, dem das männliche Geschlecht als Objektursache dient. (Kap. II: Allegoriker und Axiomatiker) Um es vorläufig abzurunden: Sobald das »Feld des *Ding*« als ein sublimatorischer Nexus hat pointiert werden können, kann es zu einem allegorischen Nukleus komprimiert werden. Die »cause du désir« wandert in den Horizont einer Trope, die ihren Sub- und Metatext aus ihrem eigenen Sprachmaterial heraus »spinnt« und die Signifikanten darin mit einflacht. Wovon sollte der analytische Diskurs inspiriert sein, wenn nicht von der Allegorie, die qua Übergang in ihr eigenes Doppel die Durchlässigkeit der Ebenen des Bedeutens bezeugt.

13 Benjamin 1977, S. 170.